

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Marcia Muller, Bill Pronzini
Übers Grab hinaus

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Teil I

1986

1

Binahe hätte ich die Auktion versäumt, weil Mama am Abend vorher ins Krankenhaus eingeliefert wurde, nachdem sie im Erholungszentrum des Mobile-Home-Parks, in dem sie lebte, zusammengebrochen war. Ihr Arzt hatte ein blutendes Geschwür entdeckt, und nun wurden Tests gemacht, um festzustellen, ob sie operiert werden mußte. Mama sagte nicht viel, aber ich merkte ihr an, daß sie glaubte, sie würde sterben. Ein stiller, resignierter Blick lag in ihren Augen, die so dunkel aus ihrem blutleeren Gesicht starrten, und ihre verarbeiteten Hände lagen bewegungslos auf der rauhen Krankenhausbettdecke.

Wenn Nick Carillo nicht gewesen wäre, wäre ich vielleicht in Panik geraten. Er war Mamas neunundsiebzig Jahre alter Freund. Gelassen saß er auf dem Stuhl an ihrem Bett, und der selbstsichere Ausdruck auf seinem knochigen, gebräunten Gesicht verriet, daß er sich noch viele Jahre um Mama und ihre Ernährung kümmern wollte. Nick ist ein Gesundheitsfanatiker und belehrt uns ständig, weil wir seiner Meinung nach zu stark gewürztes und unreines Essen zu uns nehmen. Nick war elf Jahre älter als meine Mutter und hatte bei Freunden und Verwandten zahllose Krankheiten miterlebt. Er war bei weitem realistischer als jedes Familienmitglied der Oliveres. Als es Zeit wurde, zur Auktion zu gehen, und ich meinte, ich solle vielleicht dableiben, erklärte er, ich solle nicht so dumm sein. »Es ist deine Pflicht dem Museum gegenüber, die Auktion zu besuchen, Elena«, sagte er. »Außerdem sind deine Mutter und ich neugierig, was für Schätze du ergattern wirst.«

Der Verkauf alter Möbel fand in einem höhlenartigen Gebäude statt, in dem einmal Ausstellungsräume für Autos untergebracht gewesen waren. Es lag an der Hauptstraße, dort, wo der Highway 101 Santa Barbara durchschneidet. Ich war

bereits am Nachmittag vorher – am Freitag – dort gewesen, um das Angebot zu besichtigen, und es gab ein paar Dinge, die ich für das Museum ersteigern wollte. Als ich an jenem Vormittag ankam, parkte ich mein altes Käfer-Kabriolett, das ich im Sommer für einen Pappenstiel gekauft hatte und auf das ich sehr stolz war, am entfernten Ende des Grundstücks, damit es vor Kratzern durch andere Wagen möglichst sicher war und die kostbare gelbe Farbe unbeschädigt blieb. Die Auktion sollte um zwölf Uhr beginnen. Ich hatte noch zehn Minuten Zeit.

Drinne war die Temperatur mindestens zehn Grad wärmer. Es war ein milder Apriltag, und die Ventilatoren an der Decke arbeiteten nur träge. Selbst die leichtest bekleideten Interessenten wedelten mit dem Katalog, um die wirkungslosen Anstrengungen der Ventilatoren zu unterstützen. Mehrere Reihen von Klappstühlen waren in der Mitte des Raums aufgestellt worden, vor einem erhöhten Podium, auf dem im Hintergrund kleinere Gegenstände gelagert waren. Die größeren Stücke standen rechts und links an den Wänden. Ich setzte mich in die erste Reihe.

Als Leiterin des Museums für mexikanische Kunst von Santa Barbara bin ich genaugenommen für Neuerwerbungen nicht zuständig. Doch unser Kurator Rodolfo Lopez – besser bekannt als Rudy – war erst letzten November zu uns gestoßen und bemühte sich noch immer, die tausend Einzelheiten des Jobs zu erlernen, den ich bis vor einem Jahr gehabt hatte, ehe man mich zur Museumsleiterin machte. Rudy war dieses Wochenende auf einer Großauktion in Los Angeles und hatte mich gebeten, mich um diese kleine hier zu kümmern. Nur zu gern hatte ich ja gesagt. Im Grunde meines Herzens bin ich ein Kurator und kein Verwaltungsmensch. Ich sollte für Rudy Dinge kaufen, die zeigten, daß Kalifornier auch im Gebiet der großen Ranches gelebt hatten. Verschiedene gute Stücke aus dieser legendären Zeit standen zum Verkauf. Ich hatte mein Auge auf ein Paar Kirchenstühle geworfen, einen handgeschnitzten Eßtisch und einen kleinen Aussteuerkasten, der eigentlich eine niedrige Truhe war, einen Meter lang und etwa sechzig Zentimeter hoch, aus dunklem Holz mit einem geschnitzten Kreuzmuster an den Kanten und gehämmerten Messingscharnieren.

Ich saß ein paar Minuten still da und versuchte, mir wegen Mama keine Sorgen zu machen. Während mir kleine Schweißperlen auf Stirn und Oberlippe standen, kämpfte ich gegen eine lähmende Schläfrigkeit, die mich zu übermannen drohte, denn ich hatte die ganze Nacht im Krankenhaus nicht geschlafen. Um mich wach zu halten, überlegte ich, was ich an praktischen Dingen unternehmen konnte. Da war einmal meine ältere Schwester Carlota in Minneapolis, die ich nicht erreicht hatte. Ich erinnerte mich dunkel, daß sie bei unserem letzten Telefongespräch erzählt hatte, sie würde mit ein paar Kollegen zu einem Soziologenkongreß nach Duluth fahren. Vielleicht sollte ich auch die Verabredung zum Abendessen mit meinem Freund Dave Kirk rückgängig machen, falls er überhaupt von seiner geheimnisvollen Reise, die er vor vier Tagen angetreten hatte, rechtzeitig zurückkehrte. Es war ein glücklicher Zufall, daß ich mir die nächste Woche freigenommen hatte, um ein paar der aufgelaufenen freien Tage zu verbrauchen.

Ein Mann trat auf das Podium und legte einen Stoß Blätter auf das Pult. Er war klein, untersetzt, völlig kahl und trug ein rotes Hemd und grelle rot-blau karierte Hosen. Er raschelte in den Papieren, während sich die letzten Besucher setzten, und als sich das Stühlescharren und Husten gelegt hatte, blickte er auf. Er musterte die Menge mit seinen kleinen Schweinsaugen und sagte wie ein Collegeprofessor: »Guten Tag. Ich heiße Al Doolittle und arbeite hier im Cabrillo-Auktionszentrum als Auktionator. Ehe wir beginnen, möchte ich Sie mit einigen Formalitäten bekannt machen.«

Er erklärte uns ein paar Regeln, die zum Auktionsspiel gehören, und rief dann die erste Nummer auf, zehn frühamerikanische Glasstücke, darunter Hüte, ein Damenschuh, eine sogenannte »Zauberkuugel« und ein Küken aus Milchglas. Ich blätterte im Katalog und stellte zu meiner Enttäuschung fest, daß das erste Stück, für das ich mich interessierte, erst als Nummer achtzehn aufgerufen wurde.

Ein älterer Herr ergatterte die Glasschätze in der Schachtel, dann bot ein ältliches Paar auf eine alte Singer-Nähmaschine in einem Eichenschrank. Zwei offensichtlich homosexuelle Männer freuten sich über die erfolgreiche Erwerbung einer

Sheraton-Kommode. Als schließlich die Kirchenstühle aufgerufen wurden, bot ich sofort das Minimum, einhundert Dollar. Doch nach mehreren raschen Gebotsmeldungen erhielt ein Mann in einem braunen Anzug den Zuschlag. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß jemand mit so selbstsicherem Auftreten und derart flinken, abschätzenden Augen nur ein Antiquitätenhändler sein konnte, der über mehr Bieterfahrung und bessere Finanzen verfügte als ich.

Nummer siebenundzwanzig, der Eßtisch, ging ebenfalls an den »Gentleman in Braun«, wie der Auktionator ihn nannte. Offensichtlich handelte er mit spanischen Antiquitäten und würde vermutlich auch auf die Aussteuertruhe bieten. *Meine Aussteuertruhe!* Na, wir würden ja sehen, ob er die bekäme.

Als die kleine Truhe auf das Podium gestellt wurde, betrachtete ich noch einmal die feine Schnitzerei und die Messingbeschläge, deren natürliche Patina ihr Alter verriet. Ja, ich wollte sie für das Museum haben – und diesmal würde ich nicht nachgeben. Ich hielt mich klug zurück und ließ den Mann in Braun das Eröffnungsgebot abgeben – fünfzig Dollar.

»Fünfzig sind geboten«, sagte Al Doolittle. »Höre ich fünfundsiebzig?«

Ich zögerte. Ich wollte feststellen, ob noch jemand anders Interesse hatte.

»Aber Leute, macht mich nicht nervös«, sagte Al. »Wir können doch dieses entzückende Stück nicht für das Mindestgebot weggehen lassen!«

»Fünfundsiebzig«, sagte ich. Ich warf einen Blick auf den Mann in Braun und sah, wie er den Katalog hob.

»Also einhundert. Es stehen einhundert«, sagte Al. »Machen wir weiter mit einhundertfünfundzwanzig.«

Gelassen winkte ich mit meinem Katalog.

»Die kleine Dame in der ersten Reihe bietet einhundertfünfundzwanzig. Und wie steht's mit hundertfünfzig?«

Eine Frau in der dritten Reihe rief: »Hundertfünfunddreißig.« Ein verblüffter Ausdruck ließ das dickliche Gesicht erzittern.

»Was, nur hundertfünfunddreißig? Für diese entzückende kleine Truhe? Los, los, Leute, bringen wir ein wenig Tempo in die Auktion!«

»Hundertfünfzig«, sagte ich.

»Danke, Ma'am. Hundertfünfzig, Leute, ihr habt's gehört. Weitere Gebote? Ah, der Gentleman in Braun gibt ein Zeichen, also hundertfünfundsiebzig. Wer bietet mehr?«

Ich betrachtete die Anmerkung, die ich im Katalog neben die Beschreibung der Truhe gekritzelt hatte: »Nicht höher gehen als zweihundertfünfzig!« Seufzend sagte ich: »Zweihundert.«

Al war begeistert. Er sprang auf den Zehenspitzen hin und her, sein Doppelkinn bebte. »Zweihundert haben wir jetzt, Leute, seht, was für ein feines Stück Arbeit die Truhe ist. Für zweihundert – das ist praktisch geschenkt.« Er schwieg und blickte über das Publikum hin. »Ah, der Gentleman in Braun bietet zweihundertfünfundzwanzig.«

Ich blickte über die Schulter und starrte den Mann wütend an, der gelassen an einer Säule lehnte. Nein, mein Lieber, dachte ich, du kriegst die Truhe nicht!

Ich überlegte, daß ich nur bis zweihundertfünfzig hatte gehen wollen, wenn ich auch die Stühle und den Tisch erwerben konnte. Da ich diese nicht bekommen hatte . . . »Dreihundertfünfzig«, sagte ich.

Al nickte zustimmend und wies mit seinem zitternden Doppelkinn auf mich. »Die Lady in der ersten Reihe bietet dreihundertfünfzig. Höre ich jetzt vierhundert?«

Ich hielt den Atem an und warf einen Blick zurück auf den Mann an der Säule. Höher als vierhundert konnte ich auf keinen Fall gehen.

Der Mann in Braun lächelte mir zu und sagte nichts. Ich atmete in einem langen Seufzer erleichtert aus.

»Dreihundertfünfundsiebzig«, rief eine weibliche Stimme.

Wütend fuhr ich im Stuhl herum. Die Frau in der dritten Reihe, die schon einmal geboten hatte – ein gutangezogener, mütterlicher Typ –, saß gerade da und umklammerte ihren zusammengerollten Katalog. Ich hatte die ganze Arbeit gemacht, und jetzt wollte sie die Ernte in die Scheuer fahren. »Vierhundert«, sagte ich.

Es herrschte ehrfürchtiges Schweigen. Al führte einen richtigen Tanz auf und versuchte, den Preis noch weiter in die Höhe zu treiben, doch es gelang ihm nicht. Schließlich seufzte er und sagte: »Okay, ich verkaufe sie – zum ersten,

zum zweiten – und zum dritten . . .« Dann blickte er auf mich hinab und sagte mit einem breiten, fröhlichen Grinsen: »Sie können sie mitnehmen.«

2

»Und dann hatte der Auktionator noch die Frechheit, mich zu meinem erfolgreichen Gebot auf die Truhe zu beglückwünschen«, erzählte ich Mama. »Dabei wußte er ganz genau, daß ich sie überzahlt hatte.«

Mamas Lippen verzogen sich zu dem Schatten eines Lächelns. Doch sie sagte nichts.

Ich runzelte die Stirn und blickte Nick an. Er wirkte nicht mehr so zuversichtlich und fröhlich wie am Vormittag. Das machte mir mehr Sorgen als Mamas ungewöhnliche Schweigsamkeit und war auch der Grund, warum ich so ausführlich von der Auktion erzählt hatte.

Es war jetzt nach vier Uhr, und das Licht, das durch die Jalousien hereinfließte, hatte einen goldenen Schimmer. Mama lag auf dem Rücken, das lange graue Haar ringelte sich auf ihrem Kopfkissen. Ihre Zudecke war so straff gespannt wie die auf dem anderen leeren Bett. Auf dem Frisiertisch standen Blumen, ein großes Bukett aus rosa und weißen Nelken von Mamas Freunden aus dem Trailer-Park, gelbe Rosen von Nick und mein eigenes Sträußchen Veilchen. Hin und wieder streifte Mamas Blick die Blumen, und ein Ausdruck des Erstaunens trat auf ihr Gesicht, als fragte sie sich, wie sie – und die Blumen – hierhergekommen waren.

Die Stille im Raum machte mich nervös. »Ich habe Carlota zu erreichen versucht«, sagte ich. »Aber sie ist nicht zu Hause. Ich glaube, die Konferenz in Duluth, die sie erwähnte, ist tatsächlich dieses Wochenende.«

Meine Schwester gehört zu den energischsten Leuten, die ich kenne. Sie stürzt sich auf alles – Lehren, Forschen, Schreiben, Biertrinken – mit totaler Hingabe. Und als Beweis, daß diese Alles-oder-nichts-Einstellung funktioniert, hat sie in dreieinhalb Jahren ihren Doktor gemacht und an der Universität von Minnesota eine gute Stellung gefunden. Im Herbst wollte sie

sich um eine Professur bewerben und war jetzt schon überzeugt, daß sie sie bekommen würde.

»Jedenfalls, wenn ich sie erwische, wird sie bestimmt herkommen. Ich freue mich schon, sie wiederzusehen –«

»Ich will nicht, daß sie herkommt.«

»Was, du glaubst doch nicht, sie bleibt in Minneapolis, wenn du –«

»Ich will nicht, daß sie kommt«, wiederholte Mama nachdrücklich. »Es ist schon zuviel Aufhebens um mich gemacht worden. Sie braucht kein Geld für ein Flugticket zu verschwenden.«

Ich sah Nick an. Er zuckte mit gerunzelter Stirn die Schultern.

»Wenn Carlota kommen will«, sagte ich, »können wir sie kaum daran hindern.«

»Du wirst eine Möglichkeit finden.« Mama sah mich nachdrücklich an und starrte dann wieder zur Decke.

Wieder war es sehr still im Zimmer. Wir warteten auf den Arzt und seine Untersuchungsergebnisse. Nervös stand ich auf und las die Karte, die mit den Nelken gekommen war. Alle hatten unterschrieben: die Walters, Mary Jaramillo, Nicks Freunde, die »alten Kauze«, wie sie sich nannten, mit denen er jeden Morgen joggte. Sogar der neue Parkverwalter hatte seinen Namen daruntergeschrieben. Ich war froh, daß meine Mutter auf ihre alten Tage so herzliche Freunde gefunden hatte.

Ich war gerade zu meinem Stuhl zurückgekehrt, als der Arzt, George Ruiz, eintrat. Er war fast sechzig Jahre alt, und ich kannte ihn seit meiner Kindheit. George hatte sowohl Carlota wie mich in dem kleinen Hinterzimmer des Stuckhäuschens, in welchem ich immer noch wohnte, auf die Welt geholt. Er hatte mit uns die Masern und die picklige Zeit als Teenager durchgestanden und uns – zögernd – die Pille verschrieben, als wir aufs College kamen. Mama war bei ihm in guten Händen.

George nickte Nick und mir zu, trat ans Bett und sah auf Mama hinab. »Wie geht's dir, Gabriela?«

»Gut, danke.«

»Hm. Irgendwelche Schmerzen?«

»Nein.« Aber ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern,

und sie blickte weiter zur Decke. Sie stellte keine Fragen, was für sie höchst ungewöhnlich war.

George warf einen Blick in die Papiere, die er in der Hand hielt, und sagte: »Also, Gabriela, wir werden dich noch eine Weile hierbehalten. Das Geschwür blutet und könnte aufgehen. Man sollte sich sofort darum kümmern.«

»Das heißt, ich muß operiert werden?« fragte Mama, den Blick nun auf ihn gerichtet.

»Ja, und zwar so schnell wie möglich. Ich habe die Operation für morgen früh angesetzt.«

Mamas blasses Gesicht schien noch weißer zu werden. »Wie ist das möglich?« fragte sie. »Ich war nie im Leben krank.«

»Du hattest nie Verdauungsbeschwerden?«

»Doch, schon –«

»Wahrscheinlich hast du das Geschwür schon seit Jahren. Viele Leute halten das brennende Gefühl für einfache Verdauungsbeschwerden. Leidest du an Verstopfung?«

Mama sah Nick an. Ihrer Meinung nach besprach man solche intimen Dinge nicht vor Männern, auch nicht vor einem engen Freund. »Ja«, sagte sie schließlich.

»Und oft war dir schlecht?«

»Nun, manchmal.«

»Na, siehst du?«

»Ich kann es trotzdem nicht glauben. Hat es vielleicht psychische Gründe?«

»Du meinst, psychosomatische. Streß kann ein Grund sein, ja.«

»Dann kann ich keins haben. Ich habe keinen Streß.«

Dr. Ruiz' Blick wanderte zu mir, und die Lachfältchen um die Augen verstärkten sich. »Unsinn, Gabriela, du hattest einen Haufen Streß, zu deiner Zeit. Schließlich hast du Elena und Carlota großgezogen, oder etwa nicht?«

»Sie sind jetzt erwachsen und alles in Ordnung – so weit wenigstens.«

»Na, siehst du?«

»Ich mache mir keine Sorgen um sie. Außer wenn Elena in einen Mord verwickelt wird.«

»Und das ist zweimal im vergangenen Jahr geschehen. Kein Wunder, daß du ein Geschwür hast.«

»Ach«, warf ich ein. »Jetzt bin ich an Mamas Zustand schuld!«
George grinste. »Dazu sind Kinder da.«
»Wozu – daß man ein Geschwür kriegt?«
»Nein, daß man ihnen die Schuld an seinen eigenen Problemen gibt.«
Ich wußte nicht, was ich von dieser Antwort halten sollte, deshalb stand ich auf, ging zum Frisiertisch und schmollte. Mama schien es nicht zu bemerken.
George sprach noch ein paar Minuten mit Mama über die Operation und die Zeit danach, wobei Mama weiter an die Decke starrte. Als er schließlich gegangen war, wurde die Stille im Zimmer so bedrängend, daß ich am liebsten geschrien hätte.
»Ich begreif nicht, wie so was geschehen konnte«, sagte Mama plötzlich. »Ich war nie auch nur einen Tag krank.«
»Aber George sagt, Mama –«
»Ich war *nie* krank!«
Ich habe mit meiner Mutter nie streiten können. So nickte ich jetzt nur.
Da sagte Mama noch: »Ich möchte jetzt allein sein.«
»Soll ich bleiben, Gabriela?« fragte Nick.
»Nein, danke. Ihr sollt alle gehen.«
Nick trat ans Bett und küßte sie auf die Stirn, dann kam er zu mir, legte eine Hand auf meine Schulter und schleuste mich zur Tür. »Wir kommen nach dem Abendessen wieder.«
»Nein. Erst morgen früh vor der Operation.«
»Wenn du es so willst«, antwortete Nick.
Wir gingen hinaus, den Gang entlang, und traten in den Lift. Nick drückte auf den Schalter, die Türen schlossen sich, und ich sagte im Hinunterfahren: »Sie ist in einer schlimmen Verfassung.«
Er nickte und sah sehr besorgt aus.
»Was sollen wir tun, Nick?«
»Wir werden morgen früh wieder hier sein.«
»Schon, aber –«
»Laß es gut sein, Elena. Es liegt nicht mehr in unserer Macht.«
Er berührte mich wieder an der Schulter, seine Finger waren warm und tröstlich.
Als wir aus dem Krankenhaus in den blasser werdenden

Frühlingssonnenschein hinaustraten, fragte ich: »Was machst du jetzt?«

»Ich fahre nach Hause und jogge. Das bringt mich auf andere Gedanken. Und du – was hast du vor?«

»Nach Hause zu fahren.«

»Und . . .«

»Einfach nach Hause zu fahren.«

3

Ich hatte vorgehabt, die Aussteuertruhe, die auf dem Beifahrersitz des Käfers stand, im Museum abzugeben, ehe ich nach Hause fuhr. Nach dem Besuch bei meiner Mutter war ich zu deprimiert, um mich noch darum zu kümmern. Statt dessen fuhr ich direkt nach Hause. Die Truhe konnte dort die Nacht mit mir verbringen.

Das Haus ist ein altes grünes Stuckhaus und liegt in einer stillen Wohngegend im Flachland bei der Trennlinie, hinter der die Gegend von Santa Barbara ansteigt und damit auch der Preis für die Grundstücke. In den Hügeln über mir gibt es schöne Anwesen mit herrlicher Aussicht, für die die Stadt bekannt ist. An klaren Tagen hat man von dort aus eine weite Sicht auf das Meer und die Inseln. Ich dagegen habe keine Aussicht, höchstens auf die alte Mrs. Nunez gegenüber, die immer durch die Gardinen späht, gewöhnlich nach mir. Aber ich habe eine riesige Fuchsie, die in anmutigen Kaskaden über das Gitter über dem Eingang fällt, im Hinterhof einen alten Pfefferbaum, unter dem man herrlich sitzen kann, und fünf Zimmer, die mir allein gehören. Das Haus zu besitzen, in dem ich geboren wurde, gibt mir immer ein tröstliches, sicheres Gefühl – und das brauchte ich heute abend besonders dringend.

Als ich anhielt, hüpfen die Nachbarskinder in meiner Einfahrt mit einem Pogostock. Sie stoben auseinander, als sie meinen Wagen sahen – ich habe den Ruf, eine Menschenfresserin zu sein –, doch ich griff mir Donny Hernandez, und er mußte mir helfen, die kleine Truhe hineinzutragen. Donny ist das dicke Kind des Viertels, aber seit ich ihn einmal mit einem

Buch über kreatives Investieren erwischt habe, tut er mir nicht mehr leid. Ich bin überzeugt, daß Donny eines Tages mit einem dicken Wagen aufkreuzt und allen Leuten zeigt, daß dick schön sein kann.

Wir stellten die Truhe im Wohnzimmer ab, und ich gab Donny ein paar Münzen, die vielleicht den Grundstein seines zukünftigen Vermögens bildeten. Dann riß ich ein paar Fenster auf, zog mich um und kehrte in Jeans und Hemd zurück, um meine neue Erwerbung zu bewundern. Es war wirklich ein schönes Stück. Rudy Lopez würde begeistert sein. Er und ich hatten große Mühe gehabt, den Verwaltungsrat des Museums zu überzeugen, daß der Ankauf mexikanisch-amerikanischer Möbelstücke notwendig sei. Ursprünglich war das Museum gegründet worden, um Amerikanern die Kunstschätze Mexikos zu zeigen, doch ich hatte kürzlich beschlossen, den Akzent mehr auf mexikanisch-amerikanische Kunstwerke zu legen, und die Ausstellung von Möbeln war einer der geplanten Schritte in dieser Richtung.

Ich strich mit den Fingern über die hölzerne Oberfläche der Truhe, dann öffnete ich den gewölbten Deckel und sah hinein. Das Innere war bis auf eine altmodische, verrostete Haarnadel leer. Dann probierte ich die flache Schublade darunter. Sie war abgeschlossen. Obwohl sie ein Schlüsselloch aus gehämmertem Messing hatte, konnte ich keinen Schlüssel finden. Natürlich spielte es für die Aufstellung im Museum keine Rolle, trotzdem ärgerte ich mich. Ich würde das Auktionshaus am Montag anrufen müssen und fragen, ob der Schlüssel vielleicht versehentlich woanders hingeraten war.

Es klopfte an die Fliegengittertür. Ich ging hinüber und spähte durch den Maschendraht. Dave Kirk, Lieutenant bei der Polizei von Santa Barbara und mein augenblicklicher Freund, stand davor. Ein freudiger Schauer überlief mich, und ich sagte: »Ach, du bist zurück.«

Sobald Dave im Zimmer stand, wußte ich, daß etwas nicht stimmte. Er küßte mich nicht, er lächelte mich nicht an, er fragte nicht, wie es mir gehe. Es schien mir sogar, als wollte er mich gar nicht ansehen. Seine braunen Augen wirkten besorgt, um seinen Mund lag ein grimmiger Zug.

»Wie war die Reise?« fragte ich.